Zeitschrift: The Swiss observer : the journal of the Federation of Swiss Societies in the UK

Herausgeber: Federation of Swiss Societies in the United Kingdom

Band: - (1922)

Heft: 49

Artikel: Der Rächer [Schluss folgt]

Autor: Matthey, Maja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-688440

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Feuilleton.

DER RÄCHER.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.*

I.

Blutrot verschwand die Sonne hinter den Felsenketten des Lago Maggiore — der ganze Himmel war eine feurige Riesenfaust, die sich der Erde in den Nacken krallte.

Erst in Strömen, dann in Tropfen sich verlierend, floss der rote Quell über sie hin, dampfend, leuchtend und seine Lebenswärme versprühend über die kalten Wasser und die kälteren Steine. Das Tor am Hause des Sindaco von Ravecchia schloss sich leise. Gegen die geräuschlose Art des Türschliessens stach die lärmende Stimme aus dem Innern doppelt ab.

"Bettelpack," donnerte der Ortsgewaltige über das geschlossene Tor hinweg.

Mit geneigtem Haupte schritt ein Weib von dem Scheltenden fort, dem Dorfe zu.

Im Arm trug sie ein Kleines.

Ein Mädchen klammerte sich an die Rocklumpen der Mutter und versuchte, mit den nackten Füsschen der Breitausschreitenden nachzukommen.

Einen Augenblick wurde die rote Glut des Himmels heisser, um dann zu verblassen, sich in allen Farbentönen zu verlieren, vom tiefsten Lila bis zum blassesten Grün.

Mit dem Taglichte verschwand die demütige Haltung des Weibes. Ihr zerzauster Zottelkopf flog in den Nacken, und der lange, hagere Körper reckte sich hochaufatmend beim ersten Abenddufte.

"Wir können dableiben," sagte sie zu dem Manne, der wartend an der Hüttenschwelle stand mit Camillo, dem Erstgeborenen.

Achselzuckend ging er ihr nach in den grossen steingepflasterten Raum, der Küche und Kammer zugleich war.

"Die Regierung könnte Besseres tun, als das heimatlose italienische Pack aufnehmen," beschied mich der Alte von Ravecchia.

Das Weib sagte das mit rauhem Lachen und einem bösen Gefunkel in den Augen.

"Wir sind heimatlos geworden, weil wir nicht Hungers sterben wollten," erwiderte der Mann mit finsterem Blick.

Er hatte ein ausgeprägtes, scharfes Gesicht, in welches Trotz und Stolz und abergläubische Furcht der Not geholfen hatten, unaustilgbare Linien einzugraben.

"Er nannte uns italienisches Pack," fuhr das Weib fort und ballte die ausgestreckte Hand zur Faust.

"Italiener," rief der Mann, "es ist unser Stolz, Italiener zu sein; komm, küsse das Säckchen italienischer Erde am Halse unseres Knaben Camillo."

Sie zogen den Knaben heran, der sich in eine Ecke der Stube geschlichen hatte, und öffneten ihm das Hemd.

Da lag ein ledernes Beutelchen auf seiner Brust, prall gefüllt mit der braunen Ackerkrume aus der Ebene des Po. Mann und Weib machten das Zeichen des Kreuzes über dem teuren Andenken und küssten es mit Tränen in den Augen.

"Das habe ich in der Nacht nach dem grossen Tage zusammengerafft. Sie ist noch mit dem Blut unserer sterbenden Brüder gemischt," sprach die Frau.

In ihre Augen stieg ein Feuer, das den nassen Schimmer darin verzehrte.

"An dem grossen Tage haben wir unsere Heimat verloren."

Sie stützten beide die Köpfe in die Hand und stiessen verzweifelte Laute aus.

Der Mann fasste sich zuerst.

"Italienisches Pack — den Schimpf werde ich dem Alten vergelten."

Er senkte seine Hand tief in die faltigen Hosen aus ungebleichter Leinwand.

Eine von den dunkelgrünen, weitbauchigen Flaschen kam hervor, die stark und schwer genug sind, den Nostrano, diesen leichtfüssigen Gesellen, in ihrer gläsernen Umarmung zu bannen.

"Sein Weinkeller wird von meinen Besuchen nicht besser bestellt."

"Sie sollen dir gesegnet sein," sprach das Weib und verfolgte gierig die Bewegungen des Mannes.

"Hätten wir ein wenig von diesem gehabt an dem grossen Tage, wir wären die Herren geworden in Italien." Der Mann setzte die Flasche an den bärtigen Mund und tat einen Zug, als wollte er mit einem Male den ganzen roten Inhalt einheimsen.

Das Weib sprang auf und zwang den Mann, im Schlucken einzuhalten.

"Pflichtvergessener! Du hast den Wein mit mir zu teilen."

Grollend klang ihre Stimme in dem kahlen Zimmer und hallte von den getünchten Wänden zurück, als wenn ein Wildbach zornig seine Wellen gegen die Felsen schlägt.

"Damals waren unsere Lippen ausgedörrt vom Sonnenbrand und das Wasser so selten wie eine Schwalbe im Winter."

Mittlerweile war die Nacht vollends hereingebrochen, eine klare, stille Herbstnacht, in welcher der Vollmond leuchtend in die reifen Aehren fällt.

"Zünd' das Licht an, Giuseppe," forderte das Weib.

Es blieb still im Raume, jene trotzige Stille, die den Atem anhält, um ihn dann brausend wieder auszustossen.

"Zünd' das Licht an," wiederholte sie erregter.

Ein unterdrücktes Lachen war seine Antwort.

Eine Ahnung von dem wahren Tatbestand blitzte in der Frau auf.

"Du hast ihn ausgetrunken," schrie sie. "Beim Christ, das zahle ich dir heim."

Zornig sprang sie auf und stolperte in der Dunkelheit über eines der Kinder.

Das fing gar kläglich an zu weinen.

Wie ein jähes Frühlingswetter durch das leere Holz, rauschte der Zorn durch die dunkle Stube. Unmittelbar sind die Uebergänge, die von Lust zu Leid sich abspielen in den beweglichen Herzen der südlichen Bevölkerung.

Sie, die jedes Gefühl, kaum empfunden, hinausrufen, die alle Regungen des Blutes mit dem Klang ihrer Sprache vermählen, leben ein einfaches, breites Leben, das dem Nachbar tönend in die Ohren fällt.

Gleich einem Palmblatt, an dem sich jeder einzelne Finger klar und scharf abhebt in die blaue Luft, hat jedes einzelne selbst dieser armseligen Leben seinen Wert, und keins ist wohl so arm und verlassen, dass es sich nicht als König fühlen und als Despot austoben könnte gegen irgendeine Kreatur.

"Es ist ein Freitag heute, Maria! Du sollst nicht zornig sein an dem Tage, der den Christ ans Kreuz schlagen sah," sprach der Mann überlegen zu dem Weibe.

"Es ist ein Unglückstag," antwortete sie, sich bekreuzend, "der deine Gier so gross werden liess, dass du sogar des Rächers vergassest."

* Frau Maja Matthey (Zurich), 1872 geboren, ist Verfasserin mehrerer Romane und Gedichtsammlungen die teilweise in Buchform und teilweise als Feuilleton in der Schweizer Presse erschienen sind. In früheren Jahren betätigte sie sich als Redaktorin verschiedener Schweizer Wochenschriften.

Eine kleine, quälende Kinderstimme begann zu heischen.

Bei diesem Tone erhob sich der Mann und tat von selbst, was er vorher dem Weibe verwehrt hatte.

Rot leuchtete die Oellampe in der Kammer.

Ihr Licht war zu schwach, die mächtigen Schatten ganz zu verscheuchen.

Wie drohende Raubtiere lagen sie in dem Russ des Kamins auf der Lauer, schwirrten gleich Fledermäusen aus den Spinnweben der Decke herab und duckten sich schleichend über die dunklen Granitsteine des Bodens.

Das Mädchen und der Knabe haschten sich an den Händchen und krochen in eine Ecke, die reichlicher gesegnet war mit dem Scheine der Lampe.

Dort sassen sie wie stille, ernsthafte Zuschauer im Theater des Lebens. Die Augen des Knaben Camillo folgten den Bewegungen seiner Mutter.

In diesen Augen lag keine Hoffnung mehr, keine Zukunft.

Sie hatten froh geleuchtet, wenn die Mutter die Schublade aufzog im väterlichen Hause und das Stück Polenta suchte, das seiner kindlichen Genügsamkeit wohlschmeckte.

Seit er das dampfende Menschenblut im Sande verrinnen sehen und Fluch und Gebet gehört von den Lippen Sterbender, war ihm die Kindlichkeit verloren gegangen.

Eine grosse Gleichgültigkeit wuchs in ihm empor gegen die Wechselfälle des Lebens und nahm seinen Augen den jungen Glanz und machte sie alt und müde, wie die eines Greises, der am Ende seiner Tage alles Leben freudlos überblickt mit stumpfer Resignation.

Maria, die den Namen der Mutter trug, hatte um die reifen, unkindlichen Lippen einen gierigen Zug.

Sie hatte alle Falschheit und List in sich aufgenommen, mit der die Flüchtigen ihr Leben fristen und verbergen mussten.

Verächtlich streifte der Mutterblick die beiden Kinder in der Ecke.

"Zahmes Fleisch," murmelte sie, für den Hunger der Reichen. Aber hier unser Rächer!"

Jauchzend hob sie aus dem Stroh des Lagers das schreiende Bündel. "Unser Rächer," wiederholte andächtig der Vater.

Sein hartes Gesicht hellte sich bei dem Anblick des Kleinen und bekam einen Schein von anbetendem Fanatismus, wie ihn die Gläubigen beim Anschauen des Jesusknaben haben.

Er kniete nieder vor dem Kinde, prüfte seine geschlossenen Fäustchen, die Festigkeit der Waden und frohlockte, wenn es nach verzogener Kinderart sich kräftig gegen ihn wehrte.

Die Mutter versenkte sich in seine Augen, in diese schwarzen Punkte, die sich vollsogen an ihrem Blick, bis sie loderten wie zwei unstete Flackerlichter.

"Unser Rächer!" wiederholten andächtig die beiden.

Die Mutter machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und sprach mit heimlichem Stolze:

"Mein Sohn wird uns in die Heimat zurückführen."

"Er wird uns die Erfüllung des grossen Tages bringen und uns zu Herren machen," jubelte der Mann.

"Er wird unser Elend und unsere Schande in Wonne verwandeln und das Blut der Mächtigen verspritzen."

Zärtlich strich sie über die kleinen Kinderfäustchen. Die lagen fest geschlossen auf der Mutterbrust, wie zwei kaum erschlossene Rosen. Die schwelende Lampe beleuchtete die andächtige Gruppe, die in dem kahlen Raume sich ausnahm wie eine lebende, heilige Legende.

Diese Verbannten, die nichts anderes hatten, als die grosse Sehnsucht nach der Heimat und den ungelöschten Rachedurst, kamen sich vor wie Fürsten, wenn sie auf das Kind blickten, das ihre Zukunft sein sollte. Sie dachten dabei nicht an die Armseligkeit solch eines schwachen Lebens, das schneller welken kann wie eine Blume im Wasserglas. Sie hatten beide den Tod rasen sehen zwischen ihren Brüdern und ihren Kindern und miterlebt, wie die Schwachen und die Starken ein gewaltsames Ende fanden.

Dieses Kind kam ihnen vor wie ein heiliges Gut.

Giuseppes Hände, die liebkosend die dünnen Härchen aus der Stirn des Säuglings strichen, hatten die Axt tief in menschliche Leiber geschlagen und mit rauhem Wirbeln die Trommel der Revolte gerührt. Das zarte Körperchen des Rächers war für ihn ein unantastbares Kleinod, an welches der Tod kein Recht haben durfte.

"Komm mit unserm Schatz in die Osteria, Maria," sprach der Mann zum Weibe, "dort will ich dich die ausgetrunkene Flasche vergessen machen."

Willig hing sie sich in den Arm des Mannes, nahm das lebende Bündel zu sich und schritt mit stolzen Bewegungen aus der elenden Kammer. Seufzend krochen der Knabe und das Mädchen in das Stroh ihres Lagers, das leise knisterte, in ihre Einsamkeit hinein.

Qualmend verlosch die Lampe. Die schwarzen Schatten krochen aus ihren Winkeln und füllten den Raum mit ihren langen, schleppenden Flören. Auf einem zerbrochenen Stuhle sass die Verlassenheit und verschlang jeden lebendigen Ton.

II.

Die spitzen Pflastersteine des Dorfes waren hell beschienen von der milchweissen Mondlampe. Einzelne Häuser gleissten in dem Schatten der Hütten. Vom Rebengelände stieg ein Geruch auf nach jungem Weine, der in den reifen Trauben der befreienden Kelter entgegenschäumte.

"Hoch die Revolutionäre!" scholl es den Eintretenden in der Osteria entgegen.

Der Revolutionäre gab es eine ganze Kolonie im Dorfe und unter ihnen manch wilden Gesellen. Sie hatten sich gegen ihre Regierung empört, waren in ganzen Rotten vor die Stadttore von Mailand gerückt und mit viel Blutvergiessen unterworfen worden.

Nun lebten sie als Verbannte in dem gastlichen Nachbarlande und sammelten in aller Heimlichkeit Mut und Kraft zu neuen Revolten. Murrend sahen die Einheimischen, wie sich die Fremden breit machten. Früher ertönten die friedlichen Nächte des Dorfes von dem sanften Klange der Mandoline, und bäuerliche Kehlen versuchten weich und schmachtend unter dem Fenster ihrer Liebsten sich Gehör zu erflehen. Nun erschollen häufig einige von den wilden Revolutionsliedern, die in Italien verboten sind zu singen.

Die Kanne roten Weines kreiste um den Tisch in der Osteria. Sie musste häufig gefüllt werden.

Da wurde dem Giuseppe ein besonderer Trunk geweiht zu Ehren des einen Tages, an dem sie frei und Herren gewesen waren. Die Gesichter der Anwesenden fingen an sich zu erhitzen. Hier und da knurrte ein Vorwitz den Schrei nach Rache seinem Nachbar ins Ohr. Aber noch wurden die Worte im Zaum gehalten vom schweren Tritt der Einheimischen, die mit dem aufschlagenden Lärm genagelter Holzschuhe an dem Wirtshaus vorbeistampften. Der gekalkte Raum dampfte von dem Rauch heisser Menschenleiber.

(Schluss folgt.)